

KLEINE MEINUNGEN



Film Krankheitsfilme greifen grasierend um sich. Eben erst sahen wir Julianne Moore mit Alzheimer in „Still Alice“ und Jennifer Aniston mit chronischen Schmerzen in „Cake“ – jetzt kommt Hilary Swank mit der Nervenkrankheit ALS ins Kino. In „Das Glück an meiner Seite“ spielt sie Kate, eine schöne, wohlhabende, erfolgreiche Pianistin, die durch ihre Erkrankung Mann und Job verliert. Unabhängigkeit und Lebensmut waren ihr allerdings schon viel früher abhandengekommen, und so ist es ein Riesenglück für alle Beteiligten, dass sie die chaotische, respektlose und ein bisschen wilde Collegestudentin Beth (Emmy Rossum) als neue Pflegerin einstellt. Denn natürlich erzählt George C. Wolfes Film gar nicht von einer Krankheit. Sondern von dem alten, so durchschaubaren wie wundervollen Versprechen Hollywoods: dass durch eine einzige richtige Begegnung alles wieder gut wird. Und das glaubt man ihm sofort. jdet

* * *

Comedy Keine halbe Stunde war vergangen seit dem entscheidenden Elfmeter zwischen Bayern und Leverkusen letzten Mittwoch, im Viertelfinale des DFB-Pokals, die Zuschauer standen noch unter dem Bann des epischen Spiels, da begann auch schon der „Sport-schau-Club“, diese Ironiehölle des deutschen Fußballs. Alexander Bommies und sein ewigjugendlicher Zuarbeiter Arnd Zeigler reduzierten das Ereignis nach ihrer Gewohnheit auf ein paar skurrile Randscenen, lachten über den angespannten Pep Guardiola auf dem Klappstuhl, und die ganze Intensität des Abends löste sich im Daueraugenzwinkern der beiden Moderatoren auf. Leider ist diese Sendung inzwischen auch für die Auslosung der nächsten DFB-Pokal-Runde zuständig. Jahrzehntelang war dieses Ritual von notariell beglaubigtem Ernst getragen. Doch die Behördenhaftigkeit eines Walter Baresel, legendärer „Spelausschuss-Leiter“ des DFB, ist dem grinsenden Zynismus eines Alexander Bommies gewichen. Vor nichts macht es mehr Halt, das Diktat der Comedy. anbe

* * *

Jahreszeiten Unter Hysterie wird in der Psychologie eine neurotische Störung verstanden, die unter anderem mit oberflächlicher, labiler Affektivität und einem hohen Bedürfnis nach Geltung und Anerkennung einhergeht. Das ist eine Beschreibung, die auch auf das Berliner Frühjahr zutrifft. Man ernährt sich von Eiscreme, und sobald es 15 Grad hat, werden im Park die T-Shirts ausgezogen. Die Berliner tun dies, um möglichst rasch zu verdrängen, dass sie gerade neun Monate in Kälte und Dunkelheit verbracht haben und auch bald wieder verbringen werden. Ihre gut eingetragene Depression tauschen sie gegen einen schlecht sitzenden Wahn ein, und kaum ist es in der Stadt erträglich geworden, muss man in den Urlaub fahren. Grauenhaft. pofa

Worüber amüsieren sich die glamourösen, siamesischen Zwillinge, die an der Hüfte zusammengewachsen sind? Was macht die fette Venus in ihrem gelb-schwarzen Bikini so vergnügt? Warum liegt da eine Frau mit einem großen Penis und langen blassrosa Haaren in einem Kinderwagen, gebettet auf graue Wollfäden und so groß wie eine Amsel? Und die dünne Dame mit der beigen Haut, warum trägt sie nur rote Pumps und Schmuck, wenn sie sich auf einem Acrylzylinder drapiert, als sei der ein teures Sofa?

Es sind körperliche Extreme, die die Künstlerin Greer Lankton (1958–1996) in ihren Puppen und Bildern verarbeitete. Viel zu dicke oder viel zu dünne Menschen, überlebensgroß wie in der Geisterbahn oder miniaturnhaft wie in einer Puppenstube. Es sind Wesen in ständiger Transformation, die von ihr auch gern immer wieder umgearbeitet wurden, im Wechsel zwischen den Geschlechtern, zwischen den Polen des modernen amerikanischen Körpers: die dünnen Oberschichtsfrauen von der Upper East Side und die armen Dicken, die zum All-you-can-eat-Bufferet wackeln. Sozialkritisch im engeren Sinn sind diese Figuren aber nicht gemeint. Dazu sind sie zu verspielt, zu spukhaft und zu idiosynkratisch. An die Werke der Zeitgenossin Cindy Sherman und des Vorläufers Hans Bellmer erinnern die Puppen und die Fotos von den Puppen, auf denen einem die Größenverhältnisse fehlen und mit Schatten und Licht eine noch größere Lebensnähe in der Distanz erzeugt wird.

Die Ausstellung in dem Berliner Projektraum ist eine wunderbare Entdeckung. Auch, weil sie einen unvorbereitet trifft: das verstörende, berührende und erstaunliche Werk von Greer Lankton ist in Europa noch nie zu sehen gewesen. Wolfgang Tillmans hat es hergebracht. Der in Berlin und London lebende Künstler betreibt seit 2006 einen Kunstraum namens „Between Bridges“ – bis 2011 in London, seit 2014 in Berlin. Tillmans verdient mit den Ausstellungen kein Geld – im Gegenteil. „Between Bridges“ ist eine *labor of love*, und dieses Mal ist die Liebe besonders heftig, weil sie so plötzlich kam. Zum ersten Mal begegnet ist Tillmans den Werken von Greer Lankton vergangenes Jahr in New York. Die Kuratorin Lia Gangitano, 47, hatte in ihrem eigenen Ausstellungsraum auf der Lower East Side eine Retrospektive für die fast vergessene transsexuelle Künstlerin ausgerichtet. Mit über neunzig Exponaten wurde sie zu einem Highlight des Kunstjahres in New York. „LOVE ME“, so der Titel, kostete Gangitano zwei volle Jahre Arbeit. Greer Lanktons Werk ist ihr zu einer Lebensaufgabe geworden, wenn sie sich auch nicht mehr daran erinnert, wie genau sie ursprünglich an Paul Monroe, den Witwer und Nachlassverwalter der Künstlerin, geraten war – nur daran, dass es sich wie „der Telefonanruf meines Lebens“ anfühlte.

Greer Lankton lebte mit ihren Schöpfungen, gab ihnen Namen und schlüpfte in eine von ihnen sogar hinein. In diesem blauhäutigen, auf einem Fat Suit basierenden Ungetüm ging sie dann auf die Straße im East Village der 1980er (was einiges erzählt über das East Village der 1980er). Aber so grotesk diese Körper aus Draht, Wolle, Stoff, Papier und Haar sein mögen: ihre Haltungen, Gesten, Blicke wirken erschreckend real. Im Gesicht sitzen sprechende, fühlende



Greer Lankton 1984 im Kreise ihrer Skulpturen

Foto Eric Kroll

In den Körpern von Puppen

Im Alter von 38 Jahren starb die Künstlerin Greer Lankton an einer Überdosis und wurde vergessen. Nun zeigt Wolfgang Tillmans ihr Werk in Berlin



„Stacy the Model“ (ca. 1985)

Foto Wolfgang Tillmans

de Augen – als ob da jemand Lebendiges in diese wüst-eleganten Gespenster eingenäht wurde. Dieser lebendige Jemand ist Greer Lankton selbst.

Greg Robert Lankton, geboren 1958 in Flint, Michigan als Sohn eines presbyterianischen Priesters, fing mit zehn Jahren an, Puppen zu konstruieren – aus Pfeifenreinigern, Blumen und was ihm sonst in die Hände kam. Das feminine Kind wurde dafür verspottet, hörte aber nicht auf. Auf dem College nahm Greg die Sache mit den Puppen ernster denn je. Er setzte seine Ausbildung am renommierten Art Institute of Chicago und später dem Pratt Institute in New York fort – eine Kunsthochschule, die er als Greer wieder verließ. Mit 21 Jahren hatte Lankton sich einer Geschlechtsumwandlung unterzogen, die dazu führte, dass sie ganz

konventionell ihren Lebensgefährten Paul Monroe heiraten konnte. Getraut wurden die beiden 1979 von Greers Vater, die Hochzeit wurde fotografiert von Nan Goldin, der Chronistin der New Yorker Boheme der 1980er und Patin aller heute arbeitender Boheme-Fotografen. Eine Zeitlang sah alles ganz gut aus für Lankton, wie auf dem Bild von Eric Kroll von 1984, das sie in der Badewanne zeigt, umgeben von ihren Puppen. Ihr Mann hatte ein Schmuckgeschäft im East Village, Einsteins, und Lankton machte für ihn die Schaufensterdekorationen. Die Damen der besseren Viertel kauften sich hier ein Stück Lifestyle, aber auch andere New Yorker mochten ihre Puppen, die sie auch in Lebensgröße anfertigte. Iggy Pop kaufte die dicke blaue „Pamela“, und die Modeschöpferin Anna Sui gab ein Por-

trät von Diana Vreeland für das Schaufenster von Barney's in Auftrag. Aber es gab Probleme. Lankton nahm Drogen und war magersüchtig. Die achtziger Jahre wurden eine finstere Zeit für ihr Milieu. Die Aids-Epidemie war 1981 ausgebrochen, und schon beim ersten Jahrestag des Hochzeitspaares Lankton-Monroe waren viele der Gäste nicht mehr am Leben. „Zu sehen, wie so viele meiner Freunde an Aids starben, war wie eine Operation ohne Betäubung“, schreibt Lankton im Katalog einer Ausstellung namens „Witnesses: Against Our Vanishing“, die im Winter 1989/90 im Kunstraum Artist's Space stattfand, organisiert von Nan Goldin. Manche der beteiligten Künstler und Autoren starben, noch bevor man sie eröffnen konnte. Dass so viele Angehörige der Kunstszene in Downtown New

York an Aids starben, bedeutete, dass Weggefährten, Sammler, Galeristen, Kritiker und Zeitzeugen von Greer Lankton verschwanden. So wurde sie schlicht vergessen. Das ist der Grund, warum auch bedeutende amerikanische Künstler dieser Generation wie Paul Thek, David Wojnarowicz, Mark Morrisroe oder Peter Hujar lange nur Eingeweihten ein Begriff waren. Tillmans hat Wojnarowicz deshalb wiederum 2006 eine Ausstellung in London gewidmet.

Genau darum geht es ihm mit „Between Bridges“: Künstler austellen, die der Markt und teils auch die öffentlichen Institutionen links liegen gelassen haben, die in der großen Erzählung der Kunstgeschichte kaum vorkommen. Sei es, weil sie eigensinnig Editionen ohne Limitierung produzierten wie Charlotte Posenenske und damit kommerziell uninteressant waren. Sei es, weil sie ephemere, anstößige oder sonst wie schwer in Sammlungen zu bewahrende Arbeiten produzierten. Sei es, weil sie früh starben und ihr Umfeld ebenfalls. Auf Greer Lankton treffen alle diese Umstände zu. 1996 starb sie an einer Überdosis und geriet in Vergessenheit.

Es ist Zeit für ihre Wiederentdeckung. Ihr ambivalentes Verhältnis zu ihrem Körper macht sie für die Gegenwart relevant, in der Geschlechterrollen offener verhandelt werden. Aber so offen, wie Lankton ihre eigene Transformation in Zeichnungen festgehalten hat, so offen hat man das noch nicht in einer Ausstellung gesehen. Man will auch nicht immer so gerne hinsehen, was aber nicht an der Qualität der Zeichnungen liegt.

Gangitano und Tillmans gelang es nach monatelanger Suche, ein Künstlerbuch mit dem Titel „Her-story“ aufzutreiben, in dem die verschiedenen Schritte der Geschlechtsumwandlung dokumentiert sind. „Man fragt sich, für wen das wohl gedacht war“, sagt Wolfgang Tillmans und blättert vorsichtig durch das kleine Büchlein aus handgeschöpftem Papier, von sichtbaren Fäden zusammengehalten wie eine Operationswunde. Greer wollte eine Frau sein, kein Mann. Ihren nackten männlichen Körper sieht man nirgends. Nur einen „Headless Torso“ aus Pappmaché, der zu einem Jungen gehört und wie ein archaisches Fundstück wirkt – und mit seiner Bemalung in Grau und Blau auch ein wenig an ein Leichenteile erinnert –, der tote Greg Lankton vielleicht, der bei der Operation auf dem Tisch zurückblieb?

Wenn man über Greer Lankton redet, muss man über den Tod reden, über seine Drohungen und seine Versprechen. Ihr Werk steht in der wichtigsten Tradition der amerikanischen ästhetischen Praxis: der des Abseitigen, des Horrors, des American Gothic, der so alt ist wie die Nation selbst. Geboren zur selben Zeit und im selben Bundesstaat wie der große Meister des amerikanischen Unheimlichen, Mike Kelley, hinein in eine religiöse Mittelschichtsfamilie, deren Porträtfoto aus den frühen sechziger Jahren einen umhaut, als Lia Gangitano es auf den Tisch packt: Der Traum vom weißen, heterosexuellen Mittelklasse-Paar und seinen perfekten, blonden Kindern ist wahr geworden. Nichts deutet darauf hin, dass es mit dem kleinen Greg bald einen anderen Weg nehmen wird als jenen der Reproduktion seiner Familienverhältnisse. Kein einfacher Weg – aber einer, der es wert ist, dass man sich an ihn erinnert. BORIS POFALLA

Greer Lankton: bei Between Bridges, Keithstraße 15, 10787 Berlin, bis 22. Mai 2015

MORALISCHE GESCHICHTEN



Das Kopftuch

VON MAXIM BILLER

Seit Kopelman nur noch mit Schläfenlocken, schwarzem Litauer-Hut und Kaftan seine Schüler unterrichtete, redete am Kaiser-Friedrich-Gymnasium keiner mehr über das Kopftuch von Frau Islamoglu. Die türkischen und arabischen Kinder beschimpften Kopelman als Zionisten, die deutschen Kinder auch, und die Lehrer kamen zu ihm, um ihm seinen neuen Kleidungsstil auszureden. „Kopelman, das geht nicht“, sagte Dr. Brix-Schwefel, der Direktor, der als jüngster Landsturm-Kämpfer noch von Admiral Dönitz persönlich das Eiserne Kreuz verliehen bekommen hatte, das bis heute an seinem Revers steckte. „Sie können hier nicht mit Ihrem Getto-Look Werbung für Ihre blutrünstige Religion machen. Am Ende wollen unsere armen Schüler auch noch Juden werden, damit sie von Ihnen bessere Zensuren bekommen.“ Arik Roit-schwanz, der Kunstlehrer, flüsterte: „Kopelman, hör auf mit den Meschuggas! Erst werden sie dich nackt an den Beinen aus dem Fenster hängen, dann mich, und dann werden sie sich wie immer unsere Bilder und Häuser schnappen.“ Und Frau Islamoglu zischte Kopelman, während sie gleichzeitig in der Schulkantine nach dem Tagesgericht für religiöse Minderheiten griff, wütend zu: „Ihr verdammten Juden, ihr wollt uns immer die Show stehlen. Darum erzählt ihr auch überall herum, wir hätten die Thora von euch abgeschrieben. Hey, das ist mein Hühnchen!“

Kopelman hatte in den letzten Sommerferien zum Glauben seiner Vater zurückgefunden. Er, der früher Gläubige genauso vernunftbe-gabt gefunden hatte wie Fußballfans oder Einzeller, hatte sich beim jährlichen jüdischen Single-Treffen in Davos in Jochebed, die Tochter eines Diamantenhändlers aus Antwerpen, verliebt, und nachdem er es geschafft hatte, ihr in der letzten Nacht kurz an die Brust zu fassen, sagte sie, mehr gäbe es erst nach der Hochzeit, und die könne sie nur mit einem Mann feiern, der alle von der Halacha vorgeschriebenen 613 Gebote einhalte. Leider hatte es sich Jochebed, obwohl Kopelman nun schon monatelang ein vorbildliches Leben als orthodoxer Jude führte, am Ende doch wieder anders überlegt, weil sie ihm völlig zu Recht seine religiöse Erweckung nicht abnahm. Daraufhin schnitt sich Kopelman die Schläfenlocken sofort wieder ab und spendete seinen Hut und den Kaftan dem Verein verarmter Lubawitscher.

Als er sich – glatt rasiert, in Jeans und in Turnschuhen – am nächsten Morgen dem Kaiser-Friedrich-Gymnasium näherte, hörte er bereits von der Eimsbüttler Brücke aus, wie er vom Applaus der Schüler und des gesamten Lehrerkollegiums begrüßt wurde, die sich seinetwegen auf der Treppe versammelt hatten. Ganz vorne stand Frau Islamoglu. Sie lächelte glücklich und jubelte und machte mit ihrer Zunge und ihrem Gaumen die gleichen lauten, heulenden Geräusche wie eine alte marokkanische Marktfrau.

In Berlin kann man nicht mal mehr Kaffee auf Deutsch bestellen: Soll die englische Sprache eine größere Rolle spielen?

Man hört ja schreckliche Dinge aus den Zentren der Hipness in Berlin, selbst die „New York Times“ hat schon davon erfahren. Menschen werden angeherrscht, wenn sie ihren Latte macchiato auf Deutsch bestellen, Antworten werden verweigert, wenn die Fragen nicht auf Englisch formuliert sind. Das mag ja schon sein, könnte aber auch zu jenen *urban legends* zählen, deren Wahrheitsgehalt unerheblich ist im Vergleich zur Hartnäckigkeit, mit der sie verbreitet werden und allen empirischen Widerlegungen trotzen. Natürlich ist in den Straßen Berlins, durch welche sich Touristenströme wälzen, sehr viel Englisch zu hören, meist amerikanischer Prägung, aber auch mit briti-

PRO
Ober isst Seide?
VON PETER KÖRTE

schem oder australischem Akzent, doch wer sich in den Designerläden umhört oder im besonders beliebten Kaufhaus des Westens, der wird wesentlich mehr Russisch hören – auch von Verkäuferinnen, die eigens dafür eingestellt worden sind, weil der Zusammenprall des Schulenglischs einer Angestellten mit den Sprachbrocken des Käufers eher babylonische Verwirrung

als Umsatzsteigerung versprach. Wer die englischsprachigen Zug-dogsagen im Ohr hat, der wundert sich sowieso, dass nicht mehr verzweifelte ausländische Reisende auf deutschen Bahnsteigen stehen und sich fragen, wo sie bloß gelandet sind. Womöglich spielt Englisch also noch nicht die Rolle, die ihm als Mittel der Verständigung zukommen könnte, weil in, sagen wir, Kreuzberg oder auch in der Wowereit-Heimat Tempelhof die Wahrscheinlichkeit, sich mit rudimentären Kenntnissen des Türkischen durchzuschlagen, entschieden größer ist, als von den Einheimischen brauchbare Informationen in einer dem Englischen oberflächlich verwandten Sprachmischung zu erhalten. It's Berlin after all!



Illustration Kat Menschik

Bevor jetzt alle wieder los-schreien: Es ist ja diesmal zum Glück nicht so, dass die Berliner selbst darüber empört wären, dass in Berlin an den entscheidenden Stellen angeblich nur noch Englisch gesprochen wird, so wie der frühere französische Kulturminister Jacques Toubon empört war über den Vormarsch des Englischen in Paris und 1994 sogar ein Gesetz erließ, in dessen Folge un-schöne unfranzösische Begriffe wie *le weekend* durch französische wie *vacancelle* ersetzt werden sollten – diesmal sind es die Amerikaner selbst, die die Amerikanisierung Berlins beklagen, und man kann sie verstehen: Wenn man aus Ohio, Oregon, New York oder New Jersey anreist, weil man gehört hat,

CONTRA
Upper East Side!
VON NIKLAS MAAK

wie spektakulär anders und berlinerig das Leben in Berlin ist, und wenn man dann am Checkpoint Charlie unter einem Schild mit der Botschaft „You are leaving the American sector“ durchfährt und kurz danach vor einem trübseligen Neubau steht, auf dessen Fassade die goldenen Worte „Upper East Side“ prangen und der aussieht, als hätten ihn depressive Einzeller aus

den Sandsteinfelsen von Utah herausgebissen, und wenn einem die Berliner dann mit leuchtenden Augen die neueste Berliner Spezialität vorführen: *Pastrami!* – und durch das totaluralisierte Einbahnstraßenidyll der Auguststraße zu einem Café mit rustikalen Bauholz-tischen zerren, das „The Barn“ heißt und einem das Gefühl gibt, in einem amerikanischen Quäkerdorf des Jahres 1828 gelandet zu sein, in dem jemand seit Monaten die Rasierklin-gen versteckt hat, dann kann man als Amerikaner schon mal das Gefühl bekommen, dass sie einen mit diesem Berlin ordentlich verklappen wollen. – Andererseits spricht die Sehnsucht des Berliners nach Amerika ja auch für ihn, oder wie man dort sagt: He's a real *Mensch*.